

Lichtensteiner Nachrichten

Herrn Gustav Matt, Vertreter, Rathhof, Oberwil bei Zug

Bezugspreis:
 Liechtenstein und Schweiz jährlich Fr. 9.—,
 halbjährlich Fr. 4.50, vierteljährlich Fr. 2.50,
 übriges Ausland Fr. 13.—, 6.50 und 3.50,
 Amerika Fr. 18.—, 9.— und 4.50.

vormals „Oberrheinische Nachrichten“

Anzeigenpreis:
 Die einpaltige Colonelleiste für Liechtenstein 10 Rp., angränz. Rheintal (Grübbach bis Semnach, sowie Sankt Gallen) 15 Rp., übrige Schweiz 18 Rp., Ausland 20 Rp., Neblame: Liechtenstein 20 Rp., Schweiz und Ausland 35 Rp.

Erscheint wöchentlich 2 mal: Mittwoch und Samstag

Organ für amtliche Publikationen

Abonnements nehmen entgegen: Sämtliche Postbureau, die Verwaltung in Triesenberg (Telephon 9 / Postfach-Ronto IX 9089). Inzerate nehmen entgegen: die Verwaltung und die Buchdruckerei Kuhn's Erben in Buchs (Telephon Nr. 74) und müssen prätextens je Dienstag und Freitag vormittag eingehen. / Meinige Inseratannahme für das Rheintal, Schweiz und Ausland „Publicitas“ A. G., St. Gallen und andere Filialen.

Wie lange noch?

Am Weihnachtsabend 1933 schauten die drei Kinder des Arbeiters A., der seit vielen Jahren in einer Schokoladenfabrik gearbeitet und dann im Sommer 1933 mit vielen anderen Arbeitern wegen Abfahrschwierigkeiten entlassen worden war, mit feuchsten Augen zu ihrer Mutter auf und fragten, warum der Vater ihnen in diesem Jahre keine Schokolade beigebracht habe.

„Weil er arbeitslos geworden ist“, antwortete die Mutter.

„Aber warum kann er denn nicht mehr arbeiten“, fragte eines der Kinder.

„Weil jüwiel Schokolade da ist“, sagte die Mutter nach kurzem Besinnen.

Die Kinder fragten nicht mehr weiter. Sie machten sich auch keine besonderen Gedanken über diese fonderbare Welt, auf der man nichts bekam, weil jüwiel da war. Was die Kinder des Arbeiters A. 1933 erlebten, müssen auch dieses Jahr Hunderttausende, Millionen von Unschuldigen erleben. Und ist niemand da, der den Wahnsinn einer Wirtschaftsunordnung, die solche traurigen Zustände ermöglicht, hinaus-schreit? Man hört fast alle fluchen und schimpfen, darüber hinaus aber kommen die wenigsten. Wie lange noch?

Auf der einen Seite der Mangel, die Not, das Elend, auf der andern der Überflus an Waren, die zum Feiern verurteilten Arbeitermassen, die stillstehenden Maschinen. Nur vor einmal in den Wohnungen von arbeitslosen Familienvätern gewesen und eine Stunde später durch die langen Gassen und Säle einer Fabrik gegangen ist, in der die Schritte der Menschen, das Stampfen der Maschinen und das Brüllen der Motoren verstummt sind, kann sich den Unstüm der heute geltenden Ordnung so recht vorstellen. Warum ist das so und muß das so sein? Diese Fragen müssen beantwortet werden.

„Es fehlt an Geld“, sagt die Masse. Es fehlt aber nicht an Geld, sondern es fehlt an Geld. Das Geld ist in den letzten vier Krisenjahren nicht einfach verschwunden. Es ist da, nur verstreut es seinen Zweck, den geordneten Waren-austausch zu ermöglichen, nicht mehr. Es hat sich zu einem großen Teile in die bidwandigen Trefores geschickt und liegt dort, bis es seinem Besitzer paßt, es wieder in Verkehr zu setzen. Ich will hier nicht näher auseinandersetzen, warum es in die Trefores gewandert ist und dort jahrelang verweilt. Das ist eine lange Geschichte. Hier soll nur gesagt werden, daß die Geldbesitzer durch die Deflation, wie sie in den letzten Jahren in den meisten Staaten von den Bankpolitikern gemacht wurde, gewinnen. Verlieren tut nur der Schuldner, denn Deflation bedeutet Aufwertung der Schulden. Verlieren tut der von seiner Arbeit Lebende, denn Deflation bedeutet Rückgang des umlaufenden Geldes, Verringerung der Kaufkraft, Verringerung der Arbeitsmöglichkeiten, Deflation bedeutet kurz gesagt für Hunderttausende von Arbeitern Elend u. Not und für Hunderttausende von kleinen und größeren Bauern ist sie der Ruin. Kann man das anders machen? Man hört heute soviel von der berufständischen

Ordnung und dem Ständestaat reden. Ist das die Rettung? Ich glaube nicht daran. Ich habe Gelegenheit gehabt, die Früchte der berufständischen Ordnung in Italien zu sehen. Ich habe mit italienischen Arbeitern, mit lombardischen Bauern und Unternehmern gesprochen. Sie stehen nicht besser als der arbeitende Mensch irgend eines anderen Staates. Wenn nicht der Duce sie immer wieder auf neue mit seinen drohenden Reden in Bann zu reisen vermöchte, würden sie wahrscheinlich auch schimpfen und fluchen über die bestehende Ordnung. So wie es ist, schreiben sie Coviva und überlassen das Denken anbern. Ihre berufständisch geordnete Wirtschaft aber ist krank, ebenso krank wie die anderer Staaten. Die Staatsschulden, pro Kopf gerechnet, sind größer als anderswo. Nein, ich glaube nicht an den Segen des Ständestaates, am wenigsten dann, wenn er nur mittelst einer Diktatur geschaffen werden kann, wie es in Österreich der Fall war.

Neben den Verecktern der berufständischen Ordnung sind aber auch noch die Freiwirtschaftler da. Ueber Freiwirtschaft wurde auch in unserem Ländchen für einige Zeit viel diskutiert und gerurteilt. Nach dem Redewort Ades ist es stiller geworden um sie. Aber ich glaube nicht, daß es keine liechtensteinischen Freiwirtschaftler mehr gibt, denn wer einmal die Freiwirtschaft erfaßt hat, sieht ein, daß es auf dem richtigen Wege ist. Einführung der Freiwirtschaft ist irgend einem Staate bedeutet eine so gewaltige Umwälzung des wirtschaftlichen Lebens, wie eine solche seit der Einführung des Geldes in der heutigen Form wohl nicht mehr stattgefunden hat. Da diese Umwälzung aber zugunsten des arbeitenden Menschen wäre, kämpfen die heutigen Geldgewaltigen mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln gegen die Ziele der Freiwirtschaftler. Diese Mittel sind fast unerschöpflich. Mit Freuden läßt sich fast die ganze Weltpresse von einigen wenigen besaßen. Führende Politiker, Männer aller Parteien und Richtungen, weltliche und leider auch kirchliche Würdenträger, Regierungsgewaltige bis herab zum letzten Sekretär legen um ein bißchen materielle Vorteile, um ein Pläschen oder Pfändchen, auf dem sie glauben sich größer, angesehener und mächtiger machen zu können, mit Freuden in schmutzigen Wasser der Groffianen. Die meisten wissen es ja nicht einmal, daß sie es tun. Sie spüren nur den Drang nach materiellem Besitz in sich und ahnen nicht, daß sie ihren Mitmenschen Tag für Tag, ja stündlich verraten. Wird das einmal anders werden?

Es hat keinen Wert, diese Frage auch weiteres mit einem Nein zu beantworten, indem man die Hoffnung und den Glauben an die Menschen kurz über Bord wirft. Es muß einfach anders werden, und es wird anders werden! Kennen gerade wir Liechtensteiner den Anfang machen, indem wir zum Beispiel als erste eine Währung einführen, die nach freiwirtschaftlicher Theorie aufgebaut wäre? So wie es jetzt ist, wird es uns schwerlich möglich sein, eine eigene Währung zu schaffen. Wir haben in der Wirtschaftspolitik unsere Souveränität verloren. Das ist nicht weg-

zulengnen. Ob wir uns auf andere Art, zum Beispiel durch eine so organisierende Nothilfe, ähnlich wie sie bereits anderswo geschaffen worden ist, helfen und die Lage unserer Arbeiter und Bauern verbessern könnten, müßte ernstlich und sorgfältig von allen, die es wirklich gut meinen mit unserem Völkchen, geprüft werden. Wer macht den Anfang? Es wäre an den führenden Politikern, ihn zu machen. Aber sie haben viele andere zu erleben.

Da ist zum Beispiel die neue Verordnung, die für Demonstrationen unter freiem Himmel eine Erlaubnis verlangt und die mit hohen Geldstrafen und Gefängnis droht. Wo ist ein Gegner der heutigen Regierung, der sich darüber aufregt? Keine Aufregung nötig. Wir haben in den Tagen der Weihnachtszeit anderes zu tun.

„Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.“ Bald tragen unsere Glocken die frohe Botschaft in die stille Einsamkeit unserer Wintertage hinaus. Unser Herz ist bei ihrem feierlichen Läuten empfänglicher für Gutes und Schönes als sonst. Lassen wir an den kommenden Weihnachtstagen das Gute in uns herrschen, vergessen wir das Gewesene, verzichten wir als Menschen, die von der Arbeit ihrer Hände oder ihres Kopfes leben müssen, einen andern arbeitenden Menschen als Gegner einzuschämen, ihn gar zu hassen. Denken wir daran, daß es für uns Arbeitende nur ein Ziel geben darf, die Einheitsfront aller von ihrer Arbeit Lebenden, die Einheitsfront, die für die endgültige Überwindung des bestehenden Wirtschaftssystems kämpft, denn nur der Sieg über dieses kann uns bessere Zeiten bringen.

Wenn in der heiligen Nacht nur in einem einzigen unserer paar Dörfer die Bauern und Arbeiter mit dem Gedanken im Kopfe, daß sie eigentlich alle gleich seien, daß sie alle die gleichen Interessen hätten, daß sie sich deshalb zusammenfinden müßten, zur mitternächtlichen Messe schreiben würden, dann zeigte sich im Dunkel des endenden Jahres ein Lichtstreifen, eine Hoffnung dürfte in uns groß werden, ein Anfang wäre gemacht und die Botschaft des Weihnachtsfestes würde doppelt schön klingen.

(Wenn wir auch nicht in allen Teilen einverstanden sind, gewähren wir diesen Zeilen Raum. Die Redaktion.)

Fürstentum Liechtenstein.

Rassenpolitik. (Rort.)
 Man mag gegen die heutige regierende Partei und ihre Vertreter in der Regierung und in den Behörden eingestimmt sein, wie man will, so muß man bei allen Aktionen überlegen, ob nicht der Staat Schaden erleidet und ob nicht unabsehbare Folgen aus gewissen Vorstößen der Opposition entstehen können, die schwer mehr aufzuhalten sind. Wir sind gegen das heutige Regime in der jetzigen Form und halten dafür, daß in der heutigen schweren Zeit alle Volksteile friedfertig seien und im Staate etwas mitzureden haben sollten. Niemand könnten wir uns aber

von unserer Richtung zu Angriffen versteigen, die nicht gegen das Regime, sondern vielmehr gegen den Staat gerichtet sind. Es betrifft dies unter anderem auch die Einbürgerung- oder Niederlassungspolitik. Es ist wahr, daß in der letzten Zeit manche Einbürgerungen, darunter auch solche von Juden, stattgefunden, dennoch wollen wir deswegen kein Geschrei machen, da wir nicht gegen das Judentum eingestellt sind und jeden Menschen bewerten nach seinen Taten und seinem Charakter. Wenn nun aber der liechtensteinischen Heimatdienst in den letzten Folgen besonders gegen das Judentum herzog und dabei auch sehr anständige Leute traf, und um der Regierung einen Schlag zu geben, das Land und seine finanziellen Interessen traf, so können wir das nicht billigen. Im Programm des Heimatdienstes liest man nichts gegen das Judentum, die letzten Zeitungsartikel sprechen aber eine bedeutende und klare Sprache.

Schwer ist es für jeden Menschen, seine Heimat mehr zu haben und aus keinem Vaterlande verwiesen zu sein, da sollte schon auch unser Herz etwas mitleiden. Diese Empfindung dürfte gewiß auch der Herr Redaktor des „Heimatdienstes“ haben. Wenn nun heute sich einzelne eine neue Heimat suchen und dafür, weil sie in der glücklichen Lage sind, dem Staat und der Gemeinde größere Beiträge als Gegenleistung zur Verfügung zu stellen, so soll man auf der Gegenseite diese Gründe auch würdigen und wenn sich die Würdigung nur auf die finanzielle Seite der Gemeinden und des Landes erstrecken würde.

Einen großen Budgetposten in der Landesrechnung bilden die Einnahmen aus den Gesellschaftsteuern. Dem Großteil der Liechtensteiner wird nicht bekannt sein, daß auch hinter diesen Gesellschaften vielfach Juden stehen und so auch auf unsere Staatshaushalt indirekt bestrafend einwirken. Wenn man dem entgegenhält, mit solchem Geld wollen wir nicht regieren, so möchte ich behaupten, daß man ohne Geld bestrafung nicht regieren kann!

In allen Staaten, in denen die Kämpfe gegen das Judentum losgingen, wie Deutschland, Ungarn, neuerdings Polen und Tschechoslowakei, hat man bekanntlich keine guten Erfahrungen gemacht. In der Schweiz sind wir wegen übertriebenen arthetischen Empfindens einiger Weniger vorläufig einen derartig weittragenden Kampf nicht gefahren, u. ich möchte an dieser Stelle als Volksparteiler an die Leitung des L. S. D. den Wunsch richten, abgesehen von derartigen Bestrebungen und wirklichen, fruchtbringenden Politik zu betreiben. Für Rassenpolitik ist unser Land kein geeigneter Boden.

Uch ein arischer Liechtensteiner.

Triesenberg. — Todesfall.

Am Dienstagmorgen starb unerwartet rasch an den Folgen eines Herzschlages unser Mitbürger Josef Gahner im Tschertloch bei seinem Neffen Alois Gahner, Nr. 236. Der Verlebte erreichte das Alter von 62 Jahren. Er war viele Jahre in der Schweiz. Man darf wohl sagen, daß Seppel hier auf Erden nicht mit Glück geleitet. Sie will dein Unglück nicht. Aber sie wird dich hüten, denn ich sehe heute, noch ist mein Erb nicht völlig reif zu meinem Werte. Oder hast du das Vertrauen in meine Kraft verloren?

Der Sohn schüttelte den Kopf.
 „Woblan denn, mein Kind, so erwarte ich von dir, daß du meine jahrelange Arbeit selbst hältst, daß du dich als echter Langer selbst verleugnest, wenn man es von dir verlangt. Und so nehme ich deine Hand dafür zum Pfande, daß du treu in den Fußstapfen meines Vaters weiter wandeln wirst, daß du in strenger Pflichterfüllung das vollendest, was ich für euch alle begann.“

Stamm neigte sich Helmut über die Hand des Vaters. Ihm war das Herz zum Brechen schwer. Der Kommerziant aber zog den Sohn voll Stolz an seine Brust. Er küßte, diese Stunde hatte ein neues, starkes Band zwischen ihm und seinem Sohne geschmiedet.

8. Kapitel.

Wie schnell war das Weihnachtsfest doch herumgegangen. Brigitte überachte es, als sie beschäftigt war, den Weihnachtsbaum zu schmücken. Zwar war es nur eine bescheidene Tanne, die auf dem kleinen runden Tisch ihres Zimmers stand, dennoch fehlte dem Weihnachtsabend der Geschwister nichts von seiner wunder-vollen Poesie. Frau Brauer hatte sich vorge-

Weg dich oder brich...!

Roman von Magda Trott.

(Nachdruck verboten.)

„Siehst du nun ein, daß deine Güte dieser Frau gegenüber vollkommen falsch ist? Leonore will eine strenge Zucht. Ich werde dafür sorgen, daß sie schon von morgen an mehr in unsere Nähe kommt. Ich werde Luifrag geb.u. daß ich in Kürze nach dem Mittelbau überfiele. Claus wird ohnehin bald heiraten, kann bis dahin aber euer Heim bewohnen. Dir, Helmut, aber rate ich dringend, die Zügel etwas straffer anzuziehen, damit nicht nochmals ähnliche Szenen von deiner Gattin veranlaßt werden.“

Forstend ruhten die Augen des Kommerzianten auf seinem Sohne. In dessen sonst so rubigen Antlitz wühlte es. Nur mühsam schien er seine Fassung zu behaupten. Da überkam Cammer plötzlich eine weidliche Regung. Das ihm sein Mitleid stieg es in ihm empor. Der fort war sein Aelterer, seine ganze Hoffnung. Und er litt, das sah er. Er trat dicht an den Sohn heran und legte ihm die Hand auf die Schulter.
 „Helmut!“

Aber der schüttelte wie abwesend den Kopf. Die letzten Worte Leonores gelten noch immer in seinen Ohren. Sie trafen ihn hart. Er liebte sie, und sie vergalt seine Liebe mit Haß. Aber

war sie nicht im Recht, wenn sie sich verächtlich von ihm wandte? Sollte er ihr nicht beistehen sollen? War das nicht Gattenpflicht? Wohl, aber er konnte sich wiederum nicht aufheben gegen den Willen des Vaters, dieses Mannes, dessen ganzes Leben ihm ein leuchtendes Vorbild gewesen war. Zwar erschien es auch Helmut mitunter, als sei der Vater zu streng, zu hart; aber was bisher unter seinen Händen nicht alles berrlich gebiehus? Hat er nicht alles aus der besten Absicht heraus? Tausendmal schon hatte er Beweise dafür gegeben, daß er nur das Wohl seiner Familie und das der Fabrik im Auge hatte.
 „Hast du so wenig Herrenbewußtsein, Helmut, daß dich die unbedachten Worte einer Frau aus dem Gleichgewicht reißen?“

„Sie hat mich!“

Ein verächtliches Aufsehen kam über die Lippen des Kommerzianten. „Dieser Haß drückt dich zu Boden? Von einer Frau läßt sich mein Sohn, mein Erb so beherrschen, daß wenige unüberlegte Worte genügen, ihn zum Schwächling werden zu lassen? Das schmerzt mich, Helmut, denn ich glaube dich Blut meines Blutes. Und ich glaube, meine Arbeit dormalteinst ruhig in deine Hände legen zu können, damit sie weiterblühe. Sollte ich mich so in dir aufgibt haben?“

„Du bist ein Langer, mein Kind, bist der Träger meines Namens. Dir fällt einstmals die

Aufgabe zu, das Werk meines Lebens fortzuführen. Du darfst nicht wanken, wenn um dich herum auch einmal der Boden schwankt. Das Werk, das ich schuf, das weiter geüben soll, braucht einen Mann, keinen Schwächling. Meinst du, daß an mir die Stürme des Lebens spurlos vorübergehen sind? Wie oft habe ich mich selbst in eiserne Fänge nehmen müssen, um den Weg unteufel zu geben, den ich mir streng vorgezeichnet hatte. Für euch habe ich alle Opfer auf mich genommen. Und wenn ich dormalteinst von dieser Welt gehe, dann kann ich mit berechtigtem Stolz sagen: meine Kinder können beruhtig der Zukunft ins Auge sehen, ich habe ihnen die Achtung und das Ansehen der Welt erkämpft. Willst du derschmettern, was ich aufbaute? Soll eine eigen-sinnige Frau das gerüstet, was ein Menschenalter empfindet Arbeit schuf?“

Er streckte seinem Sohne die Hand entgegen. „Solche Stunden, wie die heutigen, rütteln an meinem Lebensnerve, Helmut. Es ist mir dann immer, als tauche ein dunkles, drohendes Ge-spennet vor meinen Augen auf. Reiche mir die Hand.“

Mechanisch kam Helmut dem Wunsche des Vaters nach. Der umschloß die Rechte des Sohnes mit festem Druck.

„Und nun schau mir ins Auge mit stolzem vertrauendem Blick. Diese Hand hat dich bisher